

## GOETHE UM 1900

LiteraturForschung Bd. 32  
Herausgegeben vom Zentrum für Literatur- und  
Kulturforschung

Claude Haas/Johannes Steizinger/Daniel Weidner (Hg.)

# Goethe um 1900

Mit Beiträgen von

Nicolas Berg, Ulisse Dogà, Dorothee Gelhard, Eva Geulen,  
Claude Haas, Alexander Honold, Harun Maye,  
Jürgen Oelkers, Alexander Schwier, Johannes Steizinger,  
Daniel Weidner und Stefan Willer.

Kulturverlag Kadmos Berlin

Das dieser Publikation zugrunde liegende Forschungsvorhaben  
wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter  
dem Förderkennzeichen 01UG1412 gefördert

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2017,

Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: [www.kulturverlag-kadmos.de](http://www.kulturverlag-kadmos.de)

Umschlaggestaltung: kaleidogramm, Berlin.

Umschlagmotiv: Goethefiguren, Foto: © Peter Nausester

Gestaltung und Satz: kaleidogramm, Berlin

Druck: booksfactory

Printed in EU

ISBN 978-3-86599-349-6

# »Er – pathologisch?« Goethe-Pathographien um 1900

STEFAN WILLER

»Er – pathologisch?« So lautete die Überschrift eines Artikels in einem Heft der Münchner Zeitschrift *Jugend*, erschienen Ende August 1899 als Sondernummer »Zu Goethe's 150. Geburtstag«. Verfasser war Georg Hirth, der Verleger und Herausgeber der Zeitschrift. Es handelte sich also um eine programmatische Meinungsäußerung, mit der das Goethe-Anliegen der *Jugend* auf den Punkt gebracht werden sollte. Der Artikel beginnt wie folgt:

Noch vor wenigen Lustren hätte man Dem in's Gesicht gelacht, der den stolzen Olympier von Weimar zum Nervenschwächling oder gar zum Geisteskranken hätte stempeln wollen. Heute wird über derlei nicht mehr gelacht; die Lombrosianer haben das auf das Herrlichste besorgt: es gibt keine gesunden Helden mehr! Dem Meister Lombroso geht es hier wie dem Zauberlehrling: Des Einzigen, den er von der »Entartung« ausnehmen wollte, haben sich seine Schüler bemächtigt. Vom *Schönsten*, den wir in unseren Jugendtagen noch als ein Wunder vornehm-geistiger Gesundheit angestaunt, könnte Schiller im Lichte modernster Psychologie heute singen: »Wie *krank*, o Mensch, stehst Du an des Jahrhunderts Neige.«<sup>1</sup>

Ganz offenkundig bezieht der Verfasser hier Stellung gegen eine zeitgenössische Tendenz im Umgang mit schöpferischer Individualität: die Pathologisierung »großer Männer«. In der Tat entstand an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert ein beträchtliches Korpus von Künstler-Pathographien, von denen nicht wenige Johann Wolfgang Goethe zum Gegenstand hatten. Hirth bekräftigt demgegenüber die aus der idealisierenden Goethe-Deutung des letzten Jahrhundertdrittels überkommene Ansicht, derzufolge der »Olympier von Weimar« als das schlechthin gesunde Genie zu gelten hatte. Da sich aber gegen Ende des Jahrhunderts die Zuschreibung von Genialität zunehmend mit der von Krankheit, zumindest gesundheitlicher Gefährdung, verband, versprachen gerade Goethes Leben und Werk ein besonders reichhaltiges Material für Krankengeschichten.

---

<sup>1</sup> Georg Hirth: »Er – pathologisch?«, in: *Jugend* 4.35 (1899), S. 558f., hier S. 558.

Diese Geschichten wurden allerdings – anders als Hirths Formulierungen nahelegen – zumeist nicht mit der Absicht der Degradierung vorgetragen, sondern führten zu einer umso emphatischeren Aufwertung von Goethes künstlerischer Lebensleistung.

Das Deutungsmuster des Pathologischen ist daher von besonderer Bedeutung für die aus biographischem Interesse, vitalistischer Weltanschauung und metaphysischer Überhöhung zusammengesetzte, in eben diesem weiten und synkretistischen Verständnis als ›lebenswissenschaftlich‹ zu charakterisierende Goethe-Rezeption um 1900. Im Mittelpunkt des vorliegenden Beitrags steht die 1898 von dem Psychiater Paul J. Möbius veröffentlichte, überaus wirkungsreiche Studie *Ueber das Pathologische bei Goethe*. Das Buch initiierte eine Debatte, in der Ärzte verschiedener Fachrichtungen zahlreiche weitere Goethe-Pathographien vorlegten, um – in Zustimmung zu Möbius oder in Abgrenzung von ihm – Leben und Werk des Autors mit genuin medizinischen Kategorien zu deuten und damit auf spezifische Weise *lesbar* zu machen. Dabei entstand ein spannungsvoller Zusammenhang mit den zeitgleich in Philologie, Philosophie und Kulturtheorie praktizierten Goethe-Lektüren.

## I.

Zur Exposition der Problemlage seien zunächst einige weitere Bemerkungen aus Georg Hirths anti-pathologischer Glosse kommentiert, die ihrerseits unmittelbar auf Möbius' Buch antwortet. Schon die indignierte Titelformel »Er – pathologisch?« beruht, so offenkundig wie naheliegend, auf der Gegenüberstellung des Gesunden und des Kranken. Als medizinische Teildisziplinen sind dabei v. a. Neurologie und Psychiatrie im Spiel: Hirth nennt, wie eingangs bereits zitiert, den »Nervenschwächling« und den »Geisteskranken« als die exemplarisch pathologischen Gestalten. Die Opposition von ›krank‹ und ›gesund‹ parallelisiert er mit der von ›heute‹ und ›einst‹, indem er gegen die »modernste Psychologie« die Formel »unsere Jugendtage« aufbietet. Es ist bemerkenswert, dass der Herausgeber der Zeitschrift *Jugend* – bekanntlich das namengebende Begründungsorgan des Jugendstils, also einer im Diskurs der Zeit entschieden modernen Strömung – hier ›Jugend‹ und ›Moderne‹ gerade entkoppelt, indem er auf seine *eigene* Jugend zurückblickt. Hirth war bereits Mitte fünfzig gewesen, als er 1896 die Zeitschrift gegründet hatte, und näherte sich dem sechzigsten Lebensjahr, als er seinen Goethe-Artikel veröffentlichte. In diesem Zusammenhang formuliert er sogar ein ausdrücklich pädagogisches Anliegen: »[D]enn wo soll der Nachwuchs noch Ideale hernehmen, wenn

ihm die stärksten Tragsäulen des Weisheitstempels als innerlich morsch dargestellt werden?<sup>2</sup>

Wohlgemerkt sind ›modern‹ und ›krank‹ bei Hirth keine deckungsgleichen Ausdrücke. Krank ist nicht das (oder die) Moderne selbst; vielmehr ist es die Zuschreibung des Kranken, die als negativer Seiteneffekt einer bestimmten Art von Modernität kritisiert wird – als eine bloße, schlechte Modeerscheinung. Habe man Goethe einst als »ein Wunder vornehmgeistiger Gesundheit angestaunt«, erscheine es heute zeitgemäß, ihn für krank zu erklären. Hier ist auch von einem methodischen Unterschied in der Befassung mit Goethe die Rede. Der gesunde und als »Olympier« über den Niederungen menschlicher Befindlichkeiten thronende Dichter ist Gegenstand von Staunen und Bewunderung, der kranke hingegen bedarf der eingehenden anamnetischen, pathogenetischen Untersuchung. Hinsichtlich Goethes kann das für Hirth nur bedeuten, dass man sich seiner auf unangemessene Weise »bemächtigt«, wobei es sich nur vorgeblich »um etwas wie ›Wissenschaft‹ handle.<sup>3</sup> Der Verfasser seinerseits bietet dagegen einen nicht unerheblichen Begriffsapparat von Phylo-, Onto-, Epigenesis und Entropie auf, gebündelt in der Feststellung: »Goethe – der Alt- wie der Jungmeister – hatte eine *unerhört prächtige Epigenesis* und eine *kolossale Entropie*.«<sup>4</sup>

Die zeitliche und methodische Distanz zwischen solchermaßen terminologisch aufgerüsteter Goethe-Bestaunung und abzulehnender Goethe-Pathologisierung belegt der Verfasser mit dem Namen Lombroso und dem der »Lombrosianer«. Er verweist damit auf die Studien des italienischen Psychiaters und Kriminologen Cesare Lombroso zu *Genie und Irrsinn* (*Genio e follia*, 1864). Darin hatte Lombroso die tradierte Formel vom ›wahnsinnigen Genie‹ mit dem Deutungsmuster der Degeneration angereichert: Das Genie sei oft »das letzte Aufflackern« eines Geschlechts, das »mit diesem Knalleffect erlischt«, wie es in einer zeitgenössischen deutschen Übersetzung mit dem Titel *Entartung und Genie* heißt.<sup>5</sup> Degeneration bzw. ›Entartung‹ wurde im späteren 19. Jahrhundert zur überaus gängigen Denkfigur, was sich etwa am Erfolg von Max Nordaus 1892 publiziertem Buch *Entartung* zeigte. Anders als für Hirth, war für den praktizierenden Allgemeinmediziner Nordau die Moderne selbst Inbegriff des Kranken. In seiner Kampfschrift bot er eine Generalabrechnung mit fast allen Strömungen der literarischen Moderne, und zwar als polemische

---

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Ebd., S. 559.

<sup>5</sup> Cesare Lombroso: *Entartung und Genie. Neue Studien*, übers. v. Hans Kurella, Leipzig 1894, S. 91.

Pathologisierung der Autoren, mit Ibsen, Zola und vor allem Nietzsche als Musterbeispielen.<sup>6</sup>

Nordau kritisierte in *Entartung*, wie auch in seinem zionistischen Engagement, eine als krankhaft ausgemachte Art der Intellektualität und sprach sich demgegenüber für ein geistig-körperliches Gesundheitsprogramm aus, einhergehend mit der Propagierung von Ertüchtigung durch Sport. Gegenüber dieser entschieden zeitgenössischen Wendung der Degenerations-Debatte waren die von Lombroso als degeneriert behandelten Autoren keine Zeitgenossen, sondern bereits verstorbene und mehr oder weniger kanonisierte Vertreter früherer »irrationalistischer«, im weitesten Sinne »romantischer« literarischer Strömungen: Rousseau, Hölderlin, Kleist. Wenn somit im Anschluss an Lombroso das Romantische als exemplarisch krank gelten konnte, dann ließ sich umso besser das Klassische als das schlechthin Gesunde idealisieren. Mit dieser Entgegensetzung konnte man sich bequem auf Goethes oft kolportierte Äußerung aus den Gesprächen mit Eckermann zurückziehen: »Das Klassische nenne ich das Gesunde, und das Romantische das Kranke. [...] Das meiste Neuere ist nicht romantisch, weil es neu, sondern weil es schwach, kränklich und krank ist, und das Alte ist nicht klassisch, weil es alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist.«<sup>7</sup>

Eben deshalb war es für Georg Hirth, der sich in seinem Artikel der Krankschreibung Kleists nebenher gerne anschloss,<sup>8</sup> so skandalös, dass die »Lombrosianer«, die »modernsten Psychologen«, nun gerade Goethe selbst für krank erklären wollten. Ihn zu pathologisieren bedeutete für Hirth, ihn maximal zu verfehlen. Um das Ausmaß dieser Fehlleistung zu verdeutlichen, liefert er in der zitierten Eingangspassage seines Artikels eine mutwillige Fehllektüre der Ballade vom *Zauberlehrling*: Zwar apostrophiert er Lombroso als »Meister«, rückt ihn aber in der Handlungslogik der Ballade an die Stelle des Lehrlings. Dieser wird die von ihm gerufenen Geister – nämlich die eigenen übereifrigen Schüler – nicht los, anstatt sie als gut klassizistischer Zaubermeister zu bannen. Darauf folgt eine wohl ebenfalls gezielt missratene Schiller-Parodie. Mit Bezug auf die ersten Zeilen des philosophischen Gedichts *Die Künstler* (»Wie schön, o Mensch,

<sup>6</sup> Vgl. Max Nordau: *Entartung*, 2 Bde., Berlin 1892.

<sup>7</sup> Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens* [1836/1848], in: Johann Wolfgang Goethe: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe (MA)*, hg. von Karl Richter, Bd. 19, hg. v. Heinz Schlaffer, München, Wien 1986, S. 300 (2. April 1829). Zu Goethes »berühmt-berüchtigter Kurzdefinition« vgl. Hartmut Fröschle: *Goethes Verhältnis zur Romantik*, Würzburg 2002, S. 30f.

<sup>8</sup> Und zwar mit einem weiteren kolportierten Goethe-Zitat: »Ueber Heinrich Kleist sagte Er: ›Sein Hypochonder ist zu arg; er richtet ihn als Menschen und Dichter zu Grunde.‹ Das ›sein‹ ist hier ausgezeichnet.« Hirth: »Er – pathologisch?« (Anm. 1), S. 559.



mit deinem Palmenzweige / Stehst du an des Jahrhunderts Neige«<sup>9</sup>) lässt der Verfasser Schiller nun dichten: »Wie *krank*, o Mensch, stehst Du an des Jahrhunderts Neige«.

In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, dass Schiller um 1900 mit großer Begeisterung als Kranker dargestellt wurde, etwa in zahlreichen der Reden, die zu seinem hundertsten Todestag im Jahr 1905 gehalten wurden. Schillers Leiden, seine Krankheit und sein Sterben hatten sogar besonderen Anteil an seiner Erhebung zum Kulturheros, der sich das Letzte abverlangt hatte, um noch als Todgeweihter sein Werk zu vollenden: »[E]r war ein kranker Mann, als er seine größten Werke schuf«, dennoch finde sich darin »nicht eine Spur von Pathologischem«, in schlagendem »Gegensatz zu unseren Dekadenten«.<sup>10</sup> Wenn also Schiller um 1900 als Kranker gesehen wurde, dann als *heroischer* Kranker. Demgegenüber lag – wiederum für Hirth – der Skandal der Pathologisierung Goethes darin, dass hier ohne Not ein *kranker Heros* konstruiert werde und es überhaupt »keine gesunden Helden mehr« geben dürfe. Der von Schiller im *Künstler*-Gedicht beschworenen Schönheit des Menschen »an des Jahrhunderts Neige« um 1800 standen demnach die Krankheits- und Degenerations-Erzählungen, die man zur folgenden Jahrhundertwende bevorzugte, diametral entgegen.

## II.

Wie erwähnt, antwortete Georg Hirth mit seinem Artikel auf das Buch *Ueber das Pathologische bei Goethe*, das im Jahr zuvor – 1898 – von dem Leipziger Neurologen und Psychiater Paul Julius Möbius veröffentlicht worden war.<sup>11</sup> Möbius hatte sich seit den späten 1880er Jahren als Buchautor hervorgetan. Bekannt und geradezu sprichwörtlich berüchtigt wurde seine Abhandlung *Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes* (1900), der er eine Reihe von *Beiträgen zur Lehre von den Geschlechts-Unterschieden* folgen ließ. Seiner Studie zum Pathologischen bei Goethe war ein Buch über *J.-J. Rousseau's Krankheitsgeschichte* vorausgegangen (1889); es folgten *Ueber Schopenhauer* (1899), *Ueber das Pathologische*

<sup>9</sup> Friedrich Schiller: »Die Künstler« [1788], in: ders.: *Sämtliche Werke*, hg. v. Gerhard Fricke u. Herbert G. Göpfert, Bd. 1, München, Wien 1958, S. 173.

<sup>10</sup> Rudolf Lehmann: »Schiller in unserer Zeit«, in: *Die Zukunft* 51 (1905), S. 206–214, hier S. 211. Vgl. dazu Stefan Willer: *Erbfälle. Theorie und Praxis kultureller Übertragung in der Moderne*, München 2014, dort S. 193–220 zu den widerstreitenden Schiller-Aneignungen im Gedenkjahr 1905.

<sup>11</sup> P.[aul] J.[ulius] Möbius: *Ueber das Pathologische bei Goethe*, Leipzig 1898. Nachweise aus diesem Buch stehen mit Angabe der Seitenzahl in Klammern direkt im Text.

bei Nietzsche (1902), *Ueber Robert Schumann's Krankheit* (1906) und *Ueber Scheffel's Krankheit* (1907, bereits posthum erschienen). Möbius produzierte also Pathographien in Serie. Seine Autorschaft ist ein Beleg dafür, dass und wie um 1900 letztlich jeder namhaftere Künstler als pathologischer Fall dargestellt werden konnte, womit ein überaus populäres psychopathologisches Erzählmodell installiert wurde.<sup>12</sup>

Umso mehr fällt an Möbius' Goethe-Pathographie auf, dass der Verfasser sich seinem Gegenstand mit einiger methodischer Sorgfalt nähert. In einer ausführlichen Einleitung definiert er zunächst den Begriff des Pathologischen als Abweichung »von der Norm, der Regel, dem Gewöhnlichen« (4), und bekräftigt das weit über die im engeren Sinne klinischen Fälle hinausreichende aktuelle Interesse v. a. an psychischen Abnormitäten, auch und gerade in der neuesten Literatur. Gleich zu Beginn bekennt sich Möbius zu dem »Ausdruck ›Entartung‹«, den er zunächst mit Abnormität semantisch gleichsetzt, unabhängig davon, ob es sich um »angeborene oder erworbene« Störungen handle (4f.). Allerdings betont er ebenfalls noch in der Einleitung, dass die geistig-seelischen Störungen, die ihn als Neurologen und Psychiater besonders interessieren, »aus dem Inneren des Menschen heraus« wachsen und bezeichnet nur solche »endogenen Geisteskrankheiten« als »Entartung« (13).

Wesentlich für den Möbius'schen Ansatz, so wie für die auf ihn folgenden Pathographien, ist der Umstand der ärztlichen Verfasserschaft, einhergehend mit einer bestimmten Art der Perspektive auf Goethes Lebenswerk. Dieses interessiert nicht nur hinsichtlich einzelner ätiologischer – auf die Ursächlichkeit von Krankheitszuständen beziehbarer – Momente, sondern insgesamt *als Ätiologie*, fordert also einen diagnostisch-lesenden Blick, der darauf gerichtet ist, das Krankhafte im Lebenswerk zu erkennen. Diese Diagnostik verfährt nicht summarisch, sondern wird an einzelnen, isolierbaren Anzeichen und Merkmalen festgemacht: an Symptomen. Sie sind, da es sich um eine Dichter-Pathographie handelt, in der Regel in Texten zu finden. Zu entwickeln ist daher eine ärztliche Lesetechnik: eine symptomale Lektüre, die sich als klinische Praxis vollzieht, allerdings mit einem gänzlich passiven Untersuchungsgegenstand, einem längst gestorbenen Dichter mit einem abgeschlossenen Werk.<sup>13</sup> Der Pathograph ist, wie

<sup>12</sup> Vgl. Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830–1940)*, Berlin/New York 2006, S. 209–273 (»Psychiatrische und psychologische Konzepte«, darin zu Möbius S. 227–233); Yvonne Wübben: *Verrückte Sprache. Psychiater und Dichter in der Anstalt des 19. Jahrhunderts*, Konstanz 2012, S. 161–239 (»Philologie und Pathologie: Der kranke Autor«, darin zu Möbius, v. a. zu seinen *Dementia-praecox*-Diagnosen über Scheffel und Schumann, S. 161–197).

<sup>13</sup> Vgl. dagegen das ärztliche Interesse an zeitgenössischen Autoren, das z. B. im Fall von Emile Zola auf Gegenseitigkeit beruhte; dazu Marie Guthmüller: *Der Kampf um den*

der obduzierende Pathologe, von jeder therapeutischen Anwendung seiner Erkenntnisse befreit. Am historischen Objekt, das nicht mehr zu heilen ist, dafür umso besser analysiert werden kann, zeigt sich das rückschreitende Verfahren jeder Ätiologie sozusagen in Reinform.

Das hier zu veranschlagende synthetisierende Konzept des *Lebenswerks* betrifft sowohl die Werkförmigkeit des Lebens als auch die Lebensförmigkeit des Werks. Goethe konnte in dieser Hinsicht als mustergültiger Autor gelten und hatte – v.a. in den letzten beiden Jahrzehnten seines Schaffens – durch eine bestimmte Form der Selbsthistorisierung entscheidend an der Hervorbringung dieser einflussreichen Form von ›Lebenswissen‹ mitgewirkt.<sup>14</sup> Die Goethe-Pathographen des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts konnten von diesen auktorialen Selbstdeutungen profitieren und taten das auch bereitwillig, allerdings meist um den Preis der Vereinfachung und Vereindeutigung. Die offenkundige Gefahr dieser Methode lag in einer simplifizierenden Art der Beispielbildung, mit der an einzelnen, dekontextualisierten Werkpassagen bestimmte pathologische Momente aufzuweisen waren, die wiederum für »das Pathologische bei Goethe« schlechthin zu stehen hatten.<sup>15</sup> Hinzuzufügen ist, dass genau darin die Gefahr des Biographismus schlechthin liegt, auch ohne pathographische Zurichtung. Ganz zweifellos gibt es aber gelungene Dichterbiographien, was den Umkehrschluss nahelegt, dass nicht jede Dichter-Pathographie misslungen sein muss.

Möbius zumindest lässt genau in dieser Hinsicht, in der wechselseitigen Beziehbarkeit von Leben und Werk, Vorsicht walten. Er geht von vornherein analytisch vor, indem er seine Studie in die zwei Hauptteile »A. Goethes Werke« und »B. Goethes Person« gliedert, wobei der erste ungefähr doppelt so umfangreich ausfällt wie der zweite. Die bereits erwähnte Einleitung geht nicht dem gesamten Buch, sondern jenem ersten Teil voran, dient also der Definition des Pathologischen mit Blick auf Goethes Werke. Möbius argumentiert hier keineswegs vorrangig aus

---

*Autor. Abgrenzungen und Interaktionen zwischen französischer Literaturkritik und Psychophysiologie 1858–1910*, Tübingen, Basel 2007, S. 183–208.

<sup>14</sup> Vgl. dazu Steffen Martus: *Werkpolitik. Zur Literaturgeschichte kritischer Kommunikation vom 17. bis zum 20. Jahrhundert mit Studien zu Klopstock, Tieck, Goethe und George*, Berlin, New York 2007 (zu Goethe S. 461–495); Sandro Zanetti: *Avantgardismus der Greise? Spätwerke und ihre Poetik*, München 2012 (zu Goethe S. 373–401).

<sup>15</sup> Grundsätzlich problematisch ist in einer Formulierung wie »das Pathologische bei Goethe« der unausgewiesene Gebrauch der Präposition »bei«. Vgl. dazu Stefan Willer: »Kein bestimmtes Beispiel«. Rhetorik, Dialektik und Hermeneutik des Exemplarischen bei Schleiermacher«, in: Christian Lück u.a. (Hg.): *Archiv des Beispiels. Vorarbeiten und Überlegungen*, Berlin, Zürich 2013, S. 67–96, mit abschließenden Überlegungen zum ›Bei-‹ im Beispiel (bzw. zum ›Para-‹ im Paradigma) und zum Problem, wie etwas (oder jemand) für jemanden (oder etwas) zum Beispiel werden kann (S. 96).

seinem eigenen psychiatrischen Kenntnisstand. Vielmehr zeigt er einiges Interesse an den historischen Voraussetzungen dessen, was überhaupt als pathologisch zu werten sei. Immerhin zwanzig Seiten widmet er der Frage, inwiefern Goethe die Gelegenheit hatte, »krankhafte Geisteszustände kennen zu lernen« (19). Darin stellt er Goethes »Widerwillen gegen Tollhäuser« (20) in den Kontext der psychiatrischen Praxis des ausgehenden 18. Jahrhunderts, statuiert, dass »das Leben Goethen oft mit Geisteskranken in Berührung gebracht« habe (30), und erörtert die ihm zur Verfügung stehende zeitgenössische Terminologie: von Hypochondrie und Melancholie über Wahnsinn, Narrheit, Tollheit und Raserei bis hin zu den Ausdrücken »Seelenleiden« und »psychische Krankheiten« (38).

In der Durchsicht einzelner Werke bespricht Möbius dann Goethes Darstellung solcher Charaktere, die aus unterschiedlichen Gründen als pathologisch zu klassifizieren seien. Dazu gehören: der Protagonist des *Werther*, der ja schon dem Romantitel nach ein Leidender ist; Gretchen in ihrer augenscheinlichen »Verwirrtheit« (56) am Ende von *Faust I*; der »wahnsinnige« (59) Orest in *Iphigenie auf Tauris*; der »geistesranke« (66) Dichterheld in *Torquato Tasso*; diverse Figuren in *Wilhelm Meisters Lehrjahren* (vor allem Mignon und der Harfner); die in *Dichtung und Wahrheit* charakterisierten Zeitgenossen Lenz und Zimmermann, »die beide der Geisteskrankheit verfielen« (96). Über die genannten Schlagworte hinaus – die teils Goethes Texten direkt entnommen sind – argumentiert Möbius recht differenziert. Zumindest der Idee nach nimmt er auch hier als Kriterium nicht das psychiatrische Wissen seiner eigenen Zeit, sondern eher das für Goethe voraussetzende. Und zumindest im Ansatz fragt er nach den literarischen, poetischen Funktionen des Pathologischen. So weist er im Abschnitt über *Faust* auf Gretchens im Kerker gesprochene Verse hin: »Sag niemand daß du schon bei Gretchen warst, / Weh meinem Kranze! / Es ist eben geschehn! / Wir werden uns wiedersehn! / Aber nicht beim Tanze.«<sup>16</sup> Dazu bemerkt er:

Diese Verse könnten sehr wohl aus einem Irrenhause stammen. Die an acuter Verwirrtheit Leidenden haben oft die Neigung, in Reimen zu sprechen, und zwar ruft in ihrem traumhaften Zustande ein Schlußwort zunächst ein Reimwort hervor und je nach Art des ihnen einfallenden Reimwortes formen sie die zweite Zeile. (57)

Demnach fügt Gretchen also »Aber nicht beim Tanze« sozusagen zwanghaft-assoziativ hinzu, weil, oder besser: *damit* es sich auf das inhaltlich

<sup>16</sup> Schreibung und Zeichensetzung wie von Möbius zitiert. Vgl. Johann Wolfgang Goethe: *Faust. Eine Tragödie* [1808], in: MA, Bd. 6.1, hg. v. Victor Lange, München, Wien 1986, S. 535–673, hier S. 672f., V. 4582–4586.

sinnvolle »Weh meinem Kranze« reimt. Um sein Argument zu schärfen, verweist Möbius auf die entsprechende Passage im sogenannten *Urfaust*, den der Goethe-Forscher Erich Schmidt – auf den noch zurückzukommen sein wird – 1887, gut zehn Jahre zuvor, publiziert hatte;<sup>17</sup> er beruft sich also auf den avancierten philologischen Kenntnisstand seiner Zeit. In dieser Frühversion heißt es nur: »Sags niemand daß du die Nacht vorher, bey Gretchen warst. – Mein Kränzgen! – Wir sehen uns wieder!« (58)<sup>18</sup> Im Unterschied zu dieser ersten Fassung erscheinen nun Möbius die späteren, gereimten Verse wesentlich geeigneter, um eine ›irre‹, verwirrte Sprache zu simulieren. Demnach sind es gerade die »eigentlich nicht glücklichen Flickverse ›es ist eben geschehen‹ und ›aber nicht beim Tanze‹«, die »der Stelle ihr sozusagen naturwahres Aussehen« verleihen und sie »den gereimten Aussagen mancher Irren ähnlich« machen (58). Möbius trennt dieses Gelingen ausdrücklich von dichterischer Planung und Intention. Es sei zustande gekommen, weil Goethe »sich in den Zustand traumhafter Verwirrtheit hineindachte«; daher sei der genannte Effekt auch »kaum überlegt« zu nennen (57f.).

Dass dieses ungeplante, unüberlegte Vermögen zum ›irren‹ Sprechen existiert, verdankt sich aber nicht nur einem situativen oder intuitiven Hineindenken, sondern einer wesentlicheren, damit auch gefährlicheren Nähe des Dichters zum Pathologischen. In der Einleitung formuliert Möbius, der Dichter fühle sich »naturgemäß zum Pathologischen hingezogen, sofern ihn die Menschen mehr interessieren als die Ereignisse« (15). Die Rede ist hier von einer bestimmten Art der literarischen Anthropologie. Sie betrifft die vom Dichter dargestellten Menschen ebenso wie das Menschliche am Dichter. Inbegriff dieser prekären Verbindung ist das hier von Möbius genannte *Interesse*, das die pathologischen Menschen im pathologie-affinen Dichter erwecken. Man könnte das mit einigem Recht als inhärenten Romantizismus bezeichnen, insofern der Fokus auf das ›Interessante‹ schon *per se* als Voreingenommenheit für das Pathologische – im weiten Sinne des Abnormen – verstanden werden kann.<sup>19</sup> Nicht zuletzt daher rührt die Ablehnung dieser Position durch einen klassizistisch gesonnenen Kritiker wie Georg Hirth. Für Möbius war Goethe jedoch in genau dieser Weise »von der Bedeutung des Pathologischen durchdrungen« (125). Und so

<sup>17</sup> Zur Editionsgeschichte dieser Frühfassung vgl. Johann Wolfgang Goethe: *Faust. Kommentare*, v. Albrecht Schöne, 6., rev. Aufl., Frankfurt/Main 2005, S. 66–74.

<sup>18</sup> Schreibung und Zeichensetzung nach Möbius; vgl. Goethe: *Faust* [ca. 1773–1775], in: *MA*, Bd. 1.2, hg. v. Gerhard Sauder, München, Wien 1987, S. 134–188, hier S. 187.

<sup>19</sup> Vgl. Altrud Dumont: *Interimistisches Provisorium – methodischer Wahnsinn. Das Interessante: Theorie und narrative Praxis bei Friedrich Schlegel und E.T.A. Hoffmann*, Stuttgart 1995.

interessiert sich umgekehrt Möbius im zweiten Teil seiner Studie für die Ätiologie von »Goethes Person«.

Aufgrund der engen Verbindung des Pathologie- und des Degenerationsdiskurses um 1900 lag es prinzipiell nahe, persönliches Leiden auf ererbte Dispositionen zurückzuführen. So klassifiziert auch Möbius zu Beginn seines Buchs angeborene Abnormitäten zugleich als »ererbte« (13), und folglich stellt er an den Anfang seines zweiten Teils ein Kapitel zu Goethes Herkunftsfamilie. Im Hinblick auf Goethes Vater nennt er dessen »mißtrauisch-mürrisches Wesen« sowie den »traurigen Zustand[]« seiner späteren Jahre und folgert, »daß das Pathologische in ihm stark war« (138). Wie zur Abwehr formuliert er dann die Regel, dass »der Sohn in erster Linie der Mutter und diese ihrem Vater gleicht« (ebd.), um so eine günstigere als die väterliche Genealogie aufzubieten. Trotzdem deutet er die »durchaus pathologische Natur« von Goethes Schwester (141) und die hohe Sterblichkeit der »nachgeborenen kränklichen und frühgestorbenen Geschwister« im hereditären Sinn als »pathologisches Moment vor der Geburt« (142). Auch die Weitergabe der Pathologie steht für ihn außer Zweifel: In Goethes Nachkommenschaft, zunächst in seinem Sohn August, dann auch in den Enkeln, erreiche »das Pathologische eine furchtbare Höhe« (190), zumal »im Allgemeinen ein Gegensatz zwischen geistiger Productivität und der eigentlichen Reproduction zu bestehen« scheine (193). Umso mehr betont Möbius aber wesentlich stärker als die genealogische Abkunft die gleichsam voraussetzungslose Individualität von Goethes Lebenslauf. »Bei der Entstehung eines Menschen tritt etwas völlig Neues ein: [...] ein Ergebnis, das noch nie dagewesen ist.« (136) Vor dem ärztlichen Blick ergibt diese Neu- und Eigenartigkeit ein je individuelles Krankheitsbild, für dessen Ätiologie die Familiengeschichte allenfalls erste Anhaltspunkte liefert.<sup>20</sup>

Für die weiteren Erörterungen legt Möbius v.a. Goethes Selbstaussagen zugrunde, wobei er den vorsichtigen, abwägenden Gestus des ersten Teils beibehält. »Goethes Person« wird somit ebenso zum Gegenstand der Lektüre wie »Goethes Werk« – nicht zuletzt deshalb, weil die als Selbstaussagen gehandhabten Zeugnisse dem Werk im erweiterten Sinne angehören. Zu diesem Textkorpus gehören zum einen die einschlägigen Passagen aus *Dichtung und Wahrheit*, zum zweiten als direkte Selbstaussagen

<sup>20</sup> Vgl. komplementär dazu die Zurückweisung der Pathologie zugunsten der Genealogie bei Robert Sommer: *Goethe im Lichte der Vererbungslehre*, Leipzig 1908, wo es u.a. heißt, mit »allgemeinen Redensarten z.B. über das *Pathologische* des Genies« sei »nicht weiter vorwärts zu kommen«, wenn es um die »*gesamte Anlage genialer Persönlichkeiten*« gehe (15). Vgl. als Beispiel der zeitgenössischen genealogischen Goethe-Forschung auch Carl Knetsch: *Goethes Ahnen*, Leipzig 1908. Zum Diskurs über die hereditäre Weitergabe von Begabung, Talent und Genie um 1900 vgl. Willer: *Erbfälle* (Anm. 10), S. 103–112.

sagen verstandene Gedichte, zum dritten briefliche Schilderungen Goethes und anderer. Der Autor wird also nicht »angestaunt«, wie in Hirths Polemik gefordert, sondern einer pathologischen, pathologisierenden Analyse unterzogen. Die entlang von Goethes Lebenslauf – »Jugend, Mannesalter, Greisenalter, Tod« (Inhaltsverzeichnis, vi) – aufgelisteten Krankheitsstationen und die jeweils zum Beleg zitierten Passagen aus dem genannten Textkorpus sollten für die meisten folgenden Pathographen verbindlich, geradezu kanonisch werden. Allerdings ließen sich die aus den Texten rekonstruierten Symptome mitsamt den teils von Goethe bereits mitgelieferten Deutungen diagnostisch unterschiedlich auslegen. Ein Beispiel dafür ist die langwierige Krankheit des jungen Goethe in den Jahren 1768/69, die zu einer kontroversen medizinisch-literarischen Debatte führte.

Diese »räthselhafte[] Erkrankung« (142) besteht aus einer Reihe vermutlich oder vermeintlich miteinander verknüpfter Symptome, die Möbius anhand von Goethes Schilderung aus dem achten Buch von *Dichtung und Wahrheit* rekapituliert: ein schon »von Hause« mitgebrachter »hypochondrische[r] Zug«, ein »Schmerz auf der Brust« nach einem Kutschenunfall, die strapazierten »Kräfte der Verdauung« sowie insgesamt ein Schwanken »zwischen den Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen« (142f.).<sup>21</sup> Für Möbius ist dies zunächst die »Anamnese eines Hypochonders«, der sich »überreizt hatte«, v. a. durch »geistige Aufregung«. Hinzu setzt er betont simple Erläuterungen der organischen Beschwerden, in denen er als Arzt dem »Hypochonder« gleichsam nachträglich rät, sich weniger »aufzuregen«: »Goethe will einfach sagen, er habe zu jener Zeit an Verstopfung gelitten.« (143f.) Demnach wäre also ärztlicherseits »alles gut, aber nun kommt der unbegreifliche Blutsturz«, so wie ihn wiederum Goethe selbst rückblickend schildert: »Eines Nachts wachte ich mit einem heftigen Blutsturz auf ... Und so schwankte ich mehrere Tage zwischen Leben und Tod«, zumal sich »bei jener Eruption zugleich eine Geschwulst an der linken Seite des Halses gebildet hatte« (145).<sup>22</sup>

Möbius kann bereits auf mehrere vorgängige medizinische Deutungen des Vorfalles verweisen. So werde »in der Goethe-Literatur der Blutsturz vielfach als Lungenblutung aufgefaßt« (145), eine Ansicht, die Goethe selbst in der Autobiographie vertritt. Möbius zieht alternativ ein Magengeschwür in Betracht und überlegt außerdem, ob nicht die von Goethe erwähnte Geschwulst ursächlich für die Blutung gewesen sein könnte,

<sup>21</sup> Schreibung und Zeichensetzung nach Möbius; vgl. Johann Wolfgang Goethe: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit* [1811–1833], in: MA, Bd. 16, hg. v. Peter Sprengel, München, Wien 1985, S. 354.

<sup>22</sup> Vgl. ebd., S. 355 (dort: »ein Geschwulst«).

mahnt aber zu diagnostischer Zurückhaltung: »Dergleichen Seltenheiten *ex post* zu diagnosticiren, das bleibt freilich eine schlimme Sache.« (148) Dennoch scheint er zu einer bestimmten Deutung zu neigen, die sein eigenes, neurologisch-psychiatrisches Fachgebiet ihm nahelegt: Es könne sich um »eine jener seltenen nervösen Blutungen« (147) gehandelt haben. Dafür spreche auch die »ziemlich lange Zeit des Kränkels« (149) nach der Rückkehr Goethes ins Frankfurter Elternhaus. Möbius zieht nun als weiteren Textbeleg Goethes langes Widmungsgedicht an Friederike Oeser aus dem November 1768 heran, das vom Schwanken zwischen widersprüchlichen Gemütszuständen handelt (einsetzend mit der Zeile »So launisch, wie ein Kind das zahlt«) und in dem auch eine medizinische Behandlung erwähnt wird: »Drum reicher mir mein Doctor Medicinä / Extracte aus der Cortex Chinae / Die junger Herrn erschlaffte Nerven / [...] Und das Gedächtnis schärfen.«<sup>23</sup> Daraus folgt für Möbius, dass schon die zeitgenössischen Ärzte »Goethe als Nervösen behandelten« (151).

Eine prominente Gegendeutung vertrat unmittelbar nach Möbius der Straßburger Gynäkologe Wilhelm Alexander Freund, der in der *Münchener medicinischen Wochenschrift* den ›Blutsturz‹ auf eine Syphiliserkrankung Goethes zurückführte und sich damit explizit gegen die seiner Ansicht nach unzureichende Möbius'sche Lesart wandte.<sup>24</sup> Freunds Beglaubigung der Syphilis-These beruht auf einer literarisch-medizinischen Konjunktion, für die einmal mehr die Autorität des Germanisten Erich Schmidt eine wichtige Rolle spielt. Schmidt, seit 1887 Professor an der Berliner Universität, war zuvor Freunds Straßburger Kollege gewesen. Als solcher hatte er im ersten Band des *Goethe-Jahrbuchs* 1880 eine Miszelle zur Erläuterung des Namens »Don Sassafras« publiziert, den der junge Goethe zur Zeit der besagten Erkrankung in zwei Briefen an seine Leipziger Freundin Anna Katharina (»Käthchen«, »Annette«) Schönkopf verwendet.<sup>25</sup> Hier und in einer weiteren Miszelle von 1883<sup>26</sup> erläutert Schmidt v.a. die komdiengeschichtliche Herkunft der Sassafras-Figur, erwähnt aber auch »den doppelsinn der anspielung«<sup>27</sup>, den er seinerseits nur anspielungsweise kundtut. Dabei geht es um den Bezug des Namens auf die Pflanzenart

23 Zitiert bei Möbius, S. 151; vgl. Goethe: »An Friederike Oeser«, in: *MA*, Bd. 1.1, hg. v. Gerhard Sauder, München, Wien 1985, S. 131–136, hier S. 131.

24 Wilhelm Alexander Freund: »Zu ›Don Sassafras‹ (Erich Schmidt) und ›Ueber das Pathologische bei Goethe‹ (P.J. Möbius)«, in: *Münchener Medicinische Wochenschrift* 48 (1898), S. 1532–1537.

25 Erich Schmidt: »Don Sassafras«, in: *Goethe-Jahrbuch* 1 (1880), S. 377f., hier S. 377.

26 Erich Schmidt: »Sassafras«, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur*, N.F. 15 (1883), S. 234–241.

27 Ebd., S. 234.



*Sassafras officinale*, aus der sich ein fiebersenkendes Mittel gewinnen lässt, das möglicherweise auch in der Syphilisbehandlung eingesetzt wurde.

In Schmidts erster Miszelle erscheint Freund, ohne dass sein Name genannt würde, als »sehr belesener medicinischer Colloge«. Dieser habe über die »Naivetät interpretierender Philologen« gespottet, »die nicht wüssten, dass der Sassafras ein bis in unser Jahrhundert hinein übliches probates Heilmittel sei«. Schmidt befürwortet hier ausdrücklich diese Lesart des Namens: »Ich meinestheils halte die medicinische Deutung für richtig.«<sup>28</sup> Demgegenüber erscheint die mit genuin philologischen Kenntnissen zu rekonstruierende, alternative Deutung aus der Komödiengeschichte als »Zweideutigkeit der Bezeichnung, welche auch die kecken Anspielungen Goethes in Briefen an ein junges Mädchen erklären würde« – eine von Goethe selbst intendierte Irreführung also, aufgrund derer »wir Philologen« zunächst »auf falscher Fährte suchten«, weil »die Komödie uns näher lag als die Apotheke«.<sup>29</sup> Der Gynäkologe W.A. Freund gibt sich in seinem Aufsatz von 1898 nun als – wie er gerne zitiert – »der ›sehr belesene medicinische Colloge«<sup>30</sup> zu erkennen, auf den sich Schmidt in seiner ersten Miszelle berufen hatte. Freund bekennt sich zur fortgesetzten Allianz mit Schmidt und anderen Goethe-Philologen, die er nun aber, entgegen der von Schmidt zitierten Wendung, »für nicht so naiv« halten will, »dass sie die hellere Beleuchtung, welche die neue Sassafraserklärung auf einige etwas dunkle Stellen des Lebens und der Arbeit Goethe's wirft, nicht würdigen sollten«.<sup>31</sup>

Strategisch geschickt führt Freund für seine Syphilis-These also eine medizinisch-philologische Kooperation ins Feld, damit er im Gegenzug die konkurrierende Möbius'sche Lesart von der ›nervösen‹ Blutung als naiv diskreditieren kann. Methodisch und stilistisch präsentiert sich Friends Artikel dabei als eine Art Mimikry der germanistischen Miszellenliteratur, auf die er sich beruft. Während Möbius die Goethe-Zitate in ihrem Zusammenhang kommentiert und damit – ansatzweise – so etwas wie Textarbeit leistet, besteht Friends Artikel zum Großteil aus der bloßen Zusammenfügung von Stellen (aus Briefen und Dichtungen Goethes), in denen bestimmte, als vielsagend ausgemachte Abschnitte durch Sperrung hervorgehoben werden. Selbst in der diagnostischen Folgerung beschränkt sich der Verfasser weitgehend auf Andeutungen. Bezeichnenderweise findet sich das Wort ›Syphilis‹ im Artikel kein einziges Mal. Stattdessen ist von der

<sup>28</sup> Schmidt: »Don Sassafras« (Anm. 25), S. 377.

<sup>29</sup> Ebd., S. 378.

<sup>30</sup> Freund: »Zu ›Don Sassafras‹ (Erich Schmidt) und ›Ueber das Pathologische bei Goethe‹ (P.J. Möbius)« (Anm. 24), S. 1532.

<sup>31</sup> Ebd., S. 1533.

»hier bei Goethe anzunehmenden Krankheit« oder von Jugenderlebnissen »derartiger Natur« die Rede. Diese Aussparung will weniger als höfliche Zurückhaltung verstanden werden, als vielmehr das aufklärerische Wagnis unterstreichen, das in der Bekanntgabe einer solchen Erkenntnis liege. Der Autor antizipiert die »Gefahr des Vorwurfs der Scandalsucht gegen Goethe«, da nicht nur die »von einer gewissen Krankheit Befallenen« der gesellschaftlichen Ächtung ausgesetzt seien, sondern auch diejenigen Ärzte, die offen aussprächen, dass auch die »Allerbesten« mit diesem vermeintlichen Makel belegt seien.<sup>32</sup>

Freunds Vermutung bestätigte sich insofern, als schon bald zahlreiche Gegenschriften erschienen, darunter auch von Möbius selbst im übernächsten Heft der *Medizinischen Wochenschrift*.<sup>33</sup> Die Debatte setzte sich noch über etliche Jahre fort. Dabei wurde in der Regel bestritten, dass man dem Syphilisverdacht entgegentrat, um Goethe vom Vorwurf der Unsittlichkeit zu bewahren: Ob er »Syphilis acquirirt hat oder nicht«, sei »*moralisch völlig bedeutungslos*«,<sup>34</sup> daher brauche Freunds Diagnose auch nicht »vom moralischen Standpunkt betrachtet zu werden«. <sup>35</sup> Im selben Zuge konnte allerdings durchaus moralisch argumentiert werden: Wenn man mit Freund (und Erich Schmidt) annehme, dass Goethe ein »Bekenntnis dieser Krankheit« auf witzig-anspielungsreiche Weise und noch dazu in Briefen an ein junges Mädchen formuliere, »so müßte ein tiefer Schatten auf den Charakter des jungen Goethe fallen«. <sup>36</sup> In eine ähnliche Richtung zielt die Befürchtung, dass bei allgemeinem Bekanntwerden der Syphilisdiagnose »einem nicht geringen Teile unseres Volkes [...] die Persönlichkeit unseres größten Dichters und Denkers [...], um einen milden Ausdruck zu brauchen, verkleinert erscheinen« werde.<sup>37</sup> Selbst noch in Brunold Springers Buch *Die genialen Syphilitiker*, in dem sich Sexualaufklärung und Genie-Pathographik auf eigentümlich ambivalente Weise verbinden, wird Goethe von der Syphilis mit großer Gebärde freigesprochen.<sup>38</sup>

<sup>32</sup> Ebd., S. 1536f.

<sup>33</sup> Vgl. Paul J. Möbius: »Goethe und W.A. Freund«, in: *Münchener medizinische Wochenschrift* 51 (1898), wiederabgedruckt in: ders.: *Stachyologie. Weitere vermischte Aufsätze*, Leipzig 1901, S. 91–96.

<sup>34</sup> Alfred Kirstein: »War Goethe syphilitisch? Eine Kritik«, in: *Allgemeine medizinische Central-Zeitung* 99 (1898), S. 1209f., hier S. 1209.

<sup>35</sup> Adolph Hansen: *Goethes Leipziger Krankheit und Don Sassafras*, Leipzig 1911, S. 3.

<sup>36</sup> Ebd., S. 4.

<sup>37</sup> Bernhard Fränkel: *Des jungen Goethe schwere Krankheit. Tuberkulose, keine Syphilis*, Leipzig 1910, S. 2.

<sup>38</sup> Brunold Springer: *Die genialen Syphilitiker*, 2. Aufl., Berlin 1926, S. 111: »[D]er Mann, der mit 82 Jahren große Teile des Faust II. Teiles geschrieben hat und dessen wundervollen Körper auf dem Totenbette Eckermann begeistert rühmt, kann nicht mit Syphilisgift verseucht gewesen sein.«

Neben dem venerologischen Versuch Freunds gab es auch andere Ansätze von Goethe-Pathographien abseits der Psychiatrie. Um nur ein sonderbar anmutendes und wesentlich späteres Beispiel zu nennen: 1932 erschien die Broschüre *Goethes Wesen und Umwelt im Spiegel der Krüppelpsychologie*, verfasst von Hans Würtz, dem Leiter einer orthopädischen Klinik in Berlin. Diese Schrift, Jahrzehnte nach Möbius veröffentlicht, argumentiert ohne ausdrückliche Auseinandersetzung mit dem psychopathologischen Diskurs. Gerade in ihrer vermeintlichen Kuriosität liefert die ›krüppelpsychologische‹ Untersuchung ein Beispiel für die fortgesetzte Leidenschaft, mit der Ärzte verschiedenster Fachgebiete Goethe weiterhin postum krankschrieben. Für Würtz war das ›Olympische‹, die Distanz Goethes zu seinen Zeitgenossen, der eigentliche Inbegriff seiner pathologischen Konstitution. Er sah darin, denkbar anatomisch-materialistisch, den Effekt einer angeborenen Kurzbeinigkeit Goethes, die mit den Jahren und Jahrzehnten zu immer gravierenderen Haltungsschäden geführt habe.

Könnte nicht vielleicht Goethes bis heute rätselhaft gebliebene Wesensspröde ihre Wurzel im Andeutungskrüppeltum des zu *kurzbeinigen* und darum übermäßig langrumpfig erscheinenden Dichters des Faust selber haben? Wie der Fall des klumpfüßigen Lord Byron andeutet, braucht das Appollinische [sic] seiner Gesamterscheinung nicht von dieser Ansatzgebrechlichkeit getroffen zu werden.<sup>39</sup>

Die Ausdrücke »Andeutungskrüppeltum« und »Ansatzgebrechlichkeit« zeigen, dass Würtz bei seinen psychologischen Rückschlüssen Vorsicht walten lässt: »Für die Höhenspannungen seines Wesens, die Lebensmitte seiner schöpferischen Kraft, den innersten Kreis seines Genieschauens haben diese Bedingtheiten keine Bedeutung.«<sup>40</sup> Würtz belegt stattdessen mit einer Reihe von Briefen und Erinnerungsdokumenten die *Wirkung* Goethes auf seine Zeitgenossen und folgert daraus seine orthopädische Diagnose des unrechten Wuchses und der schlechten Haltung. »Persönlichkeit ist eine Offenbarung der Art und in ihrem Ursprunge ein Geheimnis. Der Krüppelpsychologe darf versuchen, ihren Offenbarungszügen Gesetze abzulauschen, ihr Geheimnis bleibt.«<sup>41</sup>

Zurück zu den Versuchen der im engeren Sinne psychologischen, nämlich psychiatrischen Pathographie, die den hier untersuchten Diskurs zweifellos am stärksten bestimmten. Auch Möbius widmet sich zwar durchaus Goethes »körperlichen Störungen«, betont aber, dass man ab

<sup>39</sup> Hans Würtz: *Goethes Wesen und Umwelt im Spiegel der Krüppelpsychologie*, Leipzig 1932, S. 4.

<sup>40</sup> Ebd., S. 5.

<sup>41</sup> Ebd., S. 9.

der Straßburger Zeit »in die erste Reihe den Geisteszustand zu stellen« habe (154). Zum Beleg dient ihm Goethes *Stil* jener Werkphase, den er nicht literarhistorisch im Sturm und Drang situiert, sondern als Personalstil nimmt und daher relativ unbekümmert pathologisiert, wobei die aus der Stilistik abgelesene Pathologie dann wieder auf die Physiologie der Person Goethe zurückübertragen werden. »Es ist, als ob ein Fieber in ihm glühte. Die Ausrufungen überstürzen sich, die Sätze werden kaum zu Ende geschrieben, [...] immer aber ist er in Thätigkeit, und wenn er auch Essen und Trinken nicht vergißt, so scheint er doch manchmal des Schlafes kaum zu bedürfen.« (155) Hier erscheint literarische Produktivität als ganz entschieden krankhaft, wofür als psychiatrisches Interpretament der »Zwang« steht, »ein mächtiges Muß, das aus dem Individuum ein Organ macht, oder vielmehr in diesem Falle deutlich macht, daß das Individuum nur ein Organ ist«. (156) Möbius bekräftigt, dass hier eine genuine Dichter-Pathologie vorliege: »Man könnte also von einem ›Zwangsdichten‹ sprechen.« (165)

Ausführlicher zu diesem Punkt äußerte sich der Psychiater Walter Jacobi in seiner Abhandlung *Das Zwangsmäßige im dichterischen Schaffen Goethes* (1915). Ihm war allerdings an einer Zurückweisung der Möbius'schen und überhaupt jeglicher Pathologisierung Goethes gelegen. Was Jacobi als Zwang bezeichnet, ist eine gewisse Unwiderstehlichkeit der dichterischen Produktivität, der der Dichter aber gerade nicht auf krankhafte Weise unterworfen ist. Vielmehr steht der Zwang zu dichten für eine Befreiung von den Zwängen des Lebens mit den Mitteln der Kunst: »Goethe hat irgend ein Erlebnis und, um sich von demselben zu befreien, setzt er es in Dichtung um.«<sup>42</sup> Wenn Jacobi seine Schrift also im Untertitel als *psychiatrisch-kritische Studie* ausweist, ist es ihm letztlich um eine Kritik der psychiatrischen Lesart von Dichtung zu tun. Goethe mit seiner dichterischen Sublimierung des Zwanghaften markiert so keine Ausnahme von der Regel, sondern führt vor Augen, dass die Pathologisierung des Genies grundsätzlich fehlgeht. Damit stellt sich der Arzt Jacobi auf die Seite der Anti-Pathologen. »Mit dem Worte: Entartung kommen wir dem Rätsel des Genies nicht näher! [...] Man lasse es, die Dichter durch präzise psychiatrische Diagnosen gruppieren zu wollen [...]. Und am allermeisten lasse man es bei Goethe.«<sup>43</sup>

Auch Möbius war in seiner diskursbegründenden Studie von 1898 nicht beim Befund des Zwanghaften stehen geblieben, sondern hatte es nur als

<sup>42</sup> Walter Jacobi: *Das Zwangsmäßige im dichterischen Schaffen Goethes. Psychiatrisch-kritische Studie*, Langensalza 1915, S. 11.

<sup>43</sup> Ebd., S. 40.

eine immer noch frühe Phase in Goethes Lebenswerk bestimmt. Für das »Mannesalter« veranschlagt er stattdessen die gegenläufigen Deutungsmuster »Selbstbeherrschung« und »Entsagung« (166). Von hier an »erscheint zunächst das Pathologische als minimal«, wobei allerdings beim näheren Hinsehen »eigenthümliche Schwankungen« sichtbar werden (168). Aus diesen Schwankungen von der bereits gewonnenen Selbstbeherrschung zurück zur eigentlich der Jugend zugehörigen Leidenschaftlichkeit und Erregbarkeit ergibt sich dann als Strukturierungsangebot der »periodische Charakter« (169) des Pathologischen. Möbius kommt schließlich zu der Behauptung, dass sich Goethes Pathologie in Sieben-Jahres-Zyklen vollzogen habe, wobei Phasen der Gefährdung durch Krankheit zugleich Phasen gesteigerter Kreativität und, in engstem Zusammenhang damit, gesteigerter Liebesfähigkeit gewesen seien. »[D]ie Wiederkehr der ›Herzenspoesie‹ und die erotischer Erregung; beides hängt auf's Engste zusammen.« Daraus resultiert eine Pathographie von längeren Latenzphasen und regelmäßig wiederkehrenden Ausbrüchen, zum Beispiel:

Von 1798–1807 ist nichts von organischer Erregung zu verspüren, vielmehr deutet die Neigung zum Aesthetisiren, Antikisiren und zur Naturwissenschaft auf eine gewisse Trockenheit hin. Aber 1807–08 tritt eine ›Verjüngung‹ ein: Minchen Herzlieb, Silvia von Ziegesar, Sonnette, Wahlverwandschaften. (170f.)

Um die Goethe-Pathographie vollends plausibel zu machen, bedarf es also einer internen Aufteilung des Werks. Dabei dokumentiert die ästhetische und wissenschaftliche Normalproduktion nur Goethes beherrschte, in die Latenz versetzte Erregung. Diese »Erzeugnisse seiner ruhigen Zeiten« geben den Hintergrund ab, vor dem die von Möbius als eigentlich relevant, weil *passioniert* und deshalb *pathogen* erachteten Schöpfungen umso deutlicher in Erscheinung treten. Sie sind es auch, die wieder *passionierend* wirken: »[D]as Elementarische, das Hinreißende, das Jeden auf unerklärliche Weise Ergreifende, das kommt fast nur den Erzeugnissen der dichterischen Entzündung zu«; woran sich die bündige Fassung des pathographischen Programms anschließt: »das Pathologische ist Bedingung des Höchsten« (174f.).

Die These von der Periodizität nahm Möbius in seiner Schrift *Goethe und die Geschlechter* wieder auf, die 1903 als sechstes Heft seiner oben erwähnten *Beiträge zur Lehre von den Geschlechts-Unterschieden* erschien. Hier heißt es, Goethe selbst habe gewusst, »dass er nur zeitweise des Höchsten fähig war, dass er seine besten Sachen der periodischen Erregung verdankte«. Da in diesen Phasen »regelmässig auch Liebeserregung bestand, so musste er auf den Gedanken kommen, dass die Productivität von der Liebe abhängt [...]; die Steigerung der Productivität durch Liebe

aber nannte er dann Hinangezogenwerden durch das Ewigweibliche.«<sup>44</sup> Möbius benötigt diesen Rückgriff auf den letzten Vers von *Faust II*, weil ihm selbst in seiner durchgängigen Misogynie (»[d]ie männliche Natur ist an sich so viel reichhaltiger als die weibliche«<sup>45</sup>) die Vorstellung einer Aufwertung des Männlichen durch das Weibliche »erst recht fragwürdig«<sup>46</sup> erscheint. Dass Goethe seinerseits nicht nur ein »sozusagen instinctives Verständniss der weiblichen Natur« gehabt, sondern »selbst weibliche Züge«<sup>47</sup> an sich getragen habe, wird vor diesem Hintergrund als weiterer Aspekt der Goethe-Pathologie erkennbar.<sup>48</sup>

Stärkster Widerspruch gegen Möbius' Thesen kam von Seiten der Psychoanalyse, namentlich von Wilhelm Stekel, einem frühen Anhänger und zeitweilig engen Mitstreiter Sigmund Freuds. In seinen Studien zu *Dichtung und Neurose* (1909) spricht zwar auch Stekel mit Blick auf Goethe vom »Weib in ihm«, identifiziert dies Weibliche aber – was Möbius tunlichst vermeidet – als »homosexuelle Komponente«. So finden die »periodischen Schwankungen« in Goethes Stimmungen eine Erklärung, die sich von Möbius' Einschätzung einer periodisch an- und wieder abschwellenden Erregung klar unterscheidet. Stekel unterstreicht, dass es mit dem Nachweis einer wie auch immer regelmäßigen Schwankung nicht getan sei, sondern dass man nachweisen müsse, dass und wie sie »im Unbewussten psychisch motiviert« sei. Das gilt nicht nur für die Höhepunkte der Erregungskurven, sondern auch für die Latenzphasen. Was bei Möbius Entsagung und Beherrschung heißt, wäre demnach Verdrängung, Verzicht »auf einen geheimen, unbewussten – oder nur halbbewussten Wunsch.«<sup>49</sup> Goethe ist für Stekel »Neurotiker durch und durch«<sup>50</sup>, und er muss es sein, eingedenk der vorab formulierten Maxime: »Nicht jeder Neurotiker ist ein Dichter. Aber jeder Dichter ist ein Neurotiker.«<sup>51</sup> Wichtig für diese psychoanalytische Ausprägung der Dichter-Pathologie ist der Verzicht auf jede Art von Degenerations- und Hereditäts-Hypothese. Wird sie schon von Möbius nur mit Vorsicht gehandhabt, weist Stekel sie gänzlich zurück. So ist an der Figur von Goethes Vater nicht von Interesse, dass er dem

44 Paul J. Möbius: *Goethe und die Geschlechter* (zugleich ders.: *Beiträge zur Lehre von den Geschlechts-Unterschieden*, Heft 6), Halle/Saale 1903, S. 29f.

45 Ebd., S. 13.

46 Ebd., S. 27.

47 Ebd., S. 8.

48 Während sich Möbius für diese spezifische Koppelung von Geschlechtlichkeit und Krankhaftigkeit also durchaus interessiert, erwähnt er die von W.A. Freund initiierte Syphilis-Debatte in dieser Schrift mit keinem Wort.

49 Wilhelm Stekel: *Dichtung und Neurose*, Wiesbaden 1909, S. 26 (im Original teils hervorgehoben).

50 Ebd., S. 25.

51 Ebd., S. 5 (im Original hervorgehoben).

Sohn bestimmte Wesenszüge vererbt hat, sondern dass er »durch strenge Unterdrückung des Sohnes die Grundlagen der Neurose herstellen hilft«. <sup>52</sup>

Diese Reduktion auf eine nicht hereditäre, sondern durch die Kernfamilie induzierte Neurose charakterisiert dann auch Sigmund Freuds Beitrag zur Goethe-Pathographik in seinem kurzen, zuerst 1917 publizierten Aufsatz *Eine Kindheitserinnerung aus »Dichtung und Wahrheit«*. Dabei handelt es sich, im Unterschied zu den bisher behandelten Stellungnahmen, nicht um eine summarische Beschäftigung mit Leben und Werk, sondern um die detaillierte, ausschnittvergrößernde Lektüre eines kurzen Textabschnitts. Analysiert wird die gegen Anfang der Autobiographie erzählte Episode, in der der kleine Wolfgang im »Geräms« des Elternhauses sitzt (einem halb offenen Hausflur) und – unter dem Beifall der gegenüber wohnenden »Brüder von Ochsenstein« – zuerst sein Spielzeuggeschirr, dann lauter Teller aus der Küche auf die Straße wirft und sich freut, »daß es so lustig zerbrach«. <sup>53</sup> Freud interpretiert diese Episode als symbolische, ja »magische Handlung« <sup>54</sup>, als Ausdruck des Wunsches, den gut drei Jahre jüngeren Bruder Hermann Jakob zu beseitigen, der dann in der Tat das erste in der Reihe der früh gestorbenen nachgeborenen Geschwister war. Indem Goethe »die Liebe der Mutter nicht mit ihm zu teilen brauchte« <sup>55</sup>, habe er seine Selbstdeutung als Glückskind und Überlebender befestigen können, mit der die Autobiographie einsetze. <sup>56</sup>

Trotz – oder gerade wegen – der psychoanalytischen Ätiologie der Dichter-Neurose aus kleinfamilialen Zusammenhängen und der Zurückweisung groß angelegter Periodisierungsversuche schlossen andere Pathographen weiterhin an Möbius' Überlegungen an. <sup>57</sup> Wohl am namhaftesten findet sich die Fortschreibung der Periodizitäts-These in dem Buch *Geniale Menschen*, das der Psychiater Ernst Kretschmer, Leiter der Nervenklinik der Universität Marburg, 1929 publizierte. Hier erscheint Goethes »see-lische Periodik« allerdings nicht in Gestalt der zumeist zurückgedrängten, nur in Abständen ausbrechenden Leidenschaftlichkeit, sondern insgesamt als Ausprägung einer manisch-depressiven Geistesstörung. Von der oft

<sup>52</sup> Ebd., S. 25.

<sup>53</sup> Zitiert bei Sigmund Freud: »Eine Kindheitserinnerung aus »Dichtung und Wahrheit« [1917], in: ders.: *Gesammelte Werke*, hg. v. Anna Freud u.a., Bd. 12, Frankfurt/Main 1999, S. 13–26, hier S. 16; vgl. Goethe: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit* (Anm. 21), S. 14.

<sup>54</sup> Freud: »Eine Kindheitserinnerung« (Anm. 53), S. 21.

<sup>55</sup> Ebd., S. 26.

<sup>56</sup> Bemerkenswerterweise kommt Kurt R. Eissler in seiner umfangreichen Analyse *Goethe. Eine psychoanalytische Studie* [1963], übers. v. Peter Fischer, München 1987, nur in einer kurzen Notiz auf diese Deutung Freuds zu sprechen (Bd. 2, S. 1490).

<sup>57</sup> Das gilt auch außerhalb des pathographischen Diskurses, vgl. z.B. die teils romanhafte Darstellung von Wilhelm Bode: *Goethes Liebesleben*, Berlin 1914.

behaupteten »gleichmäßigen olympischen Ruhe und Gelassenheit«, so Kretschmer, sei bei Goethe »in Wirklichkeit nicht viel zu finden«. <sup>58</sup> Wesentlich eindeutiger als Möbius versteht Kretschmer außerdem die Pathologie Goethes als Ausdruck einer transgenerationellen, über Vererbungsvorgänge weitergegebenen Determination. Er spricht von dem »schweren erblichen Verhängnis, das seine Familie in vier Generationen vernichtet« habe. Der Dichter erscheint hier nur mehr als »günstiger Grenzfall«, als »letztes helles Aufblühen mitten unter den verzerrten Figuren eines entartenden Geschlechts«. <sup>59</sup>

Das von Lombroso und Nordau geprägte Deutungsmuster der Entartung zeigt sich hier in politisch stark veränderter Instrumentalisierung. Ernst Kretschmer wurde ab 1933 zum linientreuen Nationalsozialisten, Richter am »Erbgesundheitsgericht« in Marburg und Befürworter von Zwangssterilisationen. In der 1942 erschienenen Neuauflage von *Geniale Menschen* heißt es im Vorwort: »Was im Wesentlichen entartet ist, das werden wir ruhig aus der Vererbung ausschalten können, sofern nicht die Natur selbst es schon tut.« <sup>60</sup> Damit wäre aber auch Goethe, wäre das »erbliche Genie« überhaupt, immer schon »ausgeschaltet« gewesen. Es ist daher nicht verwunderlich, dass die Deutung von Goethe als Fall von Entartung nach 1933 umgekehrt werden musste, so etwa im Kapitel über die »Erblichkeit der geistigen Eigenschaften« in der 1936er Auflage des als »Baur-Fischer-Lenz« bekannten vererbungsbiologischen und eugenischen Standardwerks *Menschliche Erblehre*. In dem von Fritz Lenz verfassten Kapitel wird an der Differenz zwischen Goethe und seinem Sohn die eigentümliche Behauptung demonstriert, dass das Kind von jedem Elternteil »nur die Hälfte seiner Erbanlagen« erhalte und dass dabei »in der Regel natürlich nicht gerade die bessere Hälfte der Erbanlagen« weitergegeben werde. August Goethe dient daher zum Exempel, dass »das Genie in gemischten Bevölkerungen nicht als solches erblich« sei – womit sich der Umkehrschluss ergibt, dass es »[b]ei entsprechender Auslese und Reinzucht« sehr wohl erblich würde. <sup>61</sup>

Ebenfalls für eine solche »gereinigte« Pathologisierung Goethes nach 1933 steht das von Wolfgang Veil verfasste Buch *Goethe als Patient*. Veil, Spezialist für Innere Medizin und Leiter der Jenaer Universitätsklinik, untersucht darin Goethe als historischen Patienten realer Ärzte, beginnend mit seinem letzten Arzt Carl Vogel, der *Die letzte Krankheit*

<sup>58</sup> Ernst Kretschmer: *Geniale Menschen*, Berlin 1929, S. 109 u. S. 112.

<sup>59</sup> Ebd., S. 121 u. S. 124.

<sup>60</sup> Ernst Kretschmer: *Geniale Menschen*, 3. Aufl., Berlin 1942, S. XVI.

<sup>61</sup> Erwin Baur/Eugen Fischer/Fritz Lenz: *Menschliche Erblehre*, Bd. 1.4., neubearb. Aufl., München 1936, S. 672f.



Goethe's schon in dessen Todesjahr publizistisch umgesetzt hatte.<sup>62</sup> Auch Veil geht es neben dieser medizinhistorischen Perspektive aber um den »allgemeine[n] Pathos-Charakter in Goethes Leben«<sup>63</sup>, also doch auch wieder um Krankheitsdiagnosen *ex post* und um die Ätiologie von Goethes Leiden. Allerdings gibt sich Veil ganz als Mediziner des Körpers, in Absetzung von allem Psychiatrischen. Auch wenn er den »bedeutende[n] Nervenarzt und Psychiater Moebius« ausdrücklich würdigt, statuiert er doch, anders als dieser, eine wesentliche Trennung von Neurologie und Psychiatrie und betont, dass Goethe »voll neuropathischer, aber ohne jegliche psychopathischen Züge war«.<sup>64</sup> Ebenso klar distanziert sich Veil von der nochmals rekapitulierten Syphilis-These. Zu deren Diskreditierung muss auch das Judentum ihres Urhebers Wilhelm Alexander Freund erhalten, dessen »Einflüsterung« der Philologe Erich Schmidt seinerzeit erlegen sei und der sich als »talmudistisch-scharfsinnige[r] Medizinforscher« unrühmlich hervorgetan habe.<sup>65</sup>

Umso mehr betont Veil, dass das große »Menschen- und Künstlerleben« Goethes, »aus dem Schoße des deutschen Volkes erwachsen«, sich im fortwährenden Überwinden des Krankhaften zeige. »So viel Krankheiten, so viel Siege und Überwindungen. Das Leben, je höher es gelebt wird, sehen wir hier immer wieder zu neuem Leben führen.« Goethe als Patient, als in seinem Leiden zu Diagnostizierender, soll sich somit über jegliche Pathologie hinwegsetzen. Die Aufgabe des lesenden Arztes soll folglich darin bestehen, das höhere, immer neue Leben – das Über-Leben – Goethes nicht nur im Werk nachzuweisen, sondern mit ärztlichen Mitteln auch in der Somatik: als »eine Art Unsterblichkeit auch im Körperlichen«.<sup>66</sup>

### III.

Bei allen Differenzen im Erkenntnisinteresse, in der Vorgehens- und Darstellungsweise konvergieren die untersuchten Pathographien doch in einer Hinsicht: in der Sicht auf *Goethe als Patient*, um nochmals den Titel von Veils Buch zu zitieren. Anhand dieser Formel lässt sich abschließend problematisieren, in welcher Weise Goethe eigentlich in den Pathographien um 1900 erscheint. Es wurde bereits bemerkt, dass der ärztliche Blick

<sup>62</sup> Carl Vogel: *Die letzte Krankheit Goethe's*, Berlin 1833. Vgl. Wolfgang H. Veil: *Goethe als Patient*, Jena 1939, S. 14–19.

<sup>63</sup> Ebd., S. 20.

<sup>64</sup> Ebd., S. 47.

<sup>65</sup> Ebd., S. 46 u. S. 52.

<sup>66</sup> Ebd., S. 37 (im Original hervorgehoben).

sich auf die Ätiologie des Lebenswerks richtet und dass sich somit als genuin ärztliche Lesetechnik die symptomale Lektüre herausstellt, die auf einzelne Phänomene in den Texten abzielt und daran bestimmte Diagnosen festmacht. Damit wird ›Goethe‹ überhaupt erst als Leben-Werk-Einheit gefertigt. Er entsteht als Gegenstand einer pathologisierenden Lektüre und eines pathographischen Schreibens, durch die er das wird, was der klinische Blick in ihm sehen will: ein Patient. Bei aller Goethe-Emphase in den genannten Abhandlungen sorgt der klinische Zugang aber auch dafür, dass die Einzigartigkeit des Dichters programmatisch reduziert wird, denn ein Patient ist immer nur *ein* Patient in einer Serie oder Gruppe von *vielen* Patienten. Nur dann, wenn es nicht lauter unvergleichbare Einzelfälle, sondern schematisierbare Krankheitsbilder und -verläufe gibt, ist medizinische Diagnostik sinnvoll zu handhaben.

Unter den hier behandelten Verfassern sieht das kaum jemand so deutlich wie Sigmund Freud. Wichtig für seine Deutung des Abschnitts aus *Dichtung und Wahrheit* ist die Überzeugung, es sei höchst relevant, *welche* Kindheitserinnerungen der ansonsten notwendig einkehrenden »Amnesie [...] trotzen«. <sup>67</sup> Diese Überzeugung gewinnt Freud nach eigener Darstellung aus seiner analytischen Praxis, also aus der Arbeit an und mit Patienten. Seine Goethe-Deutung erwächst aus der Lektüre; aber sie ist durch die Praxis entstanden und befestigt. Eigens erwähnt er daher, dass er seinen Lektüreeindruck erst in dem Moment plausibilisieren konnte, »als mir der Zufall einen Patienten zuführte, bei dem sich eine ähnliche Kindheitserinnerung in durchsichtigerem Zusammenhange ergab«. <sup>68</sup> In Freuds Aufsatz wird fortwährend eine Parallele zwischen diesem Fall aus der psychoanalytischen Praxis und der Goethe-Interpretation angedeutet, in Formulierungen wie »das Kind (*Goethe* sowie mein Patient)«. <sup>69</sup>

Zu betonen ist aber auch die von Freud bekundete Differenz in der Anamnese von Patienten und von Dichtern: »Die Mittel und Wege, die bei unseren Patienten zur Deutung führen, sind uns hier natürlich unzugänglich.« <sup>70</sup> In der Pathographie eines gestorbenen Autors greift weder die *talking cure*, noch gibt es überhaupt Therapiebedarf. Daher kommt die Phantasietätigkeit der Dichter als Gegenstand einer pathologisierenden Analyse immer nur insofern in Betracht, als es den Leser – auch den

<sup>67</sup> Freud: »Eine Kindheitserinnerung« (Anm. 53), S. 17.

<sup>68</sup> Ebd., S. 18. Dieser Patient habe ein »Attentat« auf seinen neugeborenen Bruder in der Wiege verübt und sich in der Analyse ebenfalls erinnert, zu jener Zeit Geschirr aus dem Fenster geworfen zu haben. Dazu bemerkt Freud, »daß mein Patient von fremder Nationalität und nicht in deutscher Bildung erzogen war; er hatte *Goethes* Lebensbeschreibung niemals gelesen« (ebd., S. 19).

<sup>69</sup> Ebd., S. 21.

<sup>70</sup> Ebd., S. 18.

lesenden Arzt – über seinen »Genuß des Dichtwerkes«<sup>71</sup> bereits affiziert hat. Auch Möbius sah ja, wie bereits erwähnt, in den »Erzeugnissen der dichterischen Entzündung« zugleich das »Jeden auf unerklärliche Weise Ergreifende« (174); und Freud, bei aller Achtsamkeit gegen »Übertragungsvorgänge, ließ sich in seinem Schreiben immer wieder bereitwillig von Goethe ergreifen. Offenbar sind in der Konjunktion von *Kritik und Klinik* die Rollen von Arzt und Patient stärker im Fluss, als es den Ärzten eigentlich lieb sein kann. Als Affizierte kommen sie selbst in die Nähe des Patienten-Status, der Dichter hingegen ist, mit Gilles Deleuze, »kein Kranker, sondern Arzt, Arzt seiner selbst und der Welt«. Demnach ist die *Welt* die »Gesamtheit der Symptome, in denen die Krankheit mit dem Menschen verschmilzt«, und die *Literatur* erscheint »als ein Werk der Gesundheit«<sup>72</sup> – bei der es sich wohlgemerkt nicht um blühende oder »vornehm-geistige«<sup>73</sup> Gesundheit handelt, sondern eher um eine Art von Resilienz, eine »unwiderstehliche kleine Gesundheit«<sup>74</sup>.

---

71 Sigmund Freud: »Der Dichter und das Phantasieren« [1908], in: ders.: *Gesammelte Werke* (Anm. 53), Bd. 7, S. 211–223, hier S. 223.

72 Gilles Deleuze: »Die Literatur und das Leben«, in: ders.: *Kritik und Klinik* [1993], übers. v. Joseph Vogl, Frankfurt/Main 2000, S. 11–17, hier S. 14.

73 Hirth: »Er – pathologisch?« (Anm. 1), S. 558.

74 Deleuze: »Die Literatur und das Leben« (Anm. 72), S. 14.